

# > Die Macht der Regenschirme <

„Xuewu Gu denkt, dass sich Hongkongs Demokratiebewegung als politische Macht etabliert hat“  
von

Prof. Xuewu Gu

Anmerkungen zum Gastkommentar im Handelsblatt vom 10/11. Oktober 2014. Seite 72

von

Tristan Abromeit

[www.tristan-abromeit.de](http://www.tristan-abromeit.de)

14. Oktober 2014

Text 131

## Anhang

# Geld in China

Eine Artikelserie

von

Hans Gundermann

erschienen in

Deutsche Sparkassenzeitung \*

in fünf Teilen / Start 23.Juli 1974 / Nr. 55

## Text 131.1

<u>Geld in China (1): Das Reich der Mitte.....</u>	Seite 2
<u>Geld in China (2): Warum Mao gegen Konfuzius ist ...</u>	Seite 4
<u>Geld in China (3): Kauri-Muscheln und Gerätegeld .....</u>	Seite 7
<u>Geld in China (4): Schrift auf dem Geld .....</u>	Seite 10
<u>Geld in China (5): Auch Papiergeld gab es schon .....</u>	Seite 13

Jetzt: Sparkassenzeitung, erscheint im Deutschen Sparkassen Verlag.  
Eingescannt und neu formatiert von TA im Oktober 2014.

Geld in China (1)  
**Das Reich der Mitte**  
Von Hans Gundermann

Was wissen wir über China? Herzlich wenig. *Gewiß*, es gibt alte und neue Literatur über dieses manchmal märchenhaft, manchmal grausam anmutende Land, doch werden aus der Fülle der Eindrücke überwiegend nur solche Geschehnisse geschildert, die von den Verfassern selbst erlebt oder beobachtet wurden, und in denen aus den begrenzten eigenen Erfahrungen Schlüsse auf das ganze, riesige Reich gezogen wurden. Das kann ganz interessant, wohl auch amüsant sein. Da schrieb - um nur einige Beispiele zu nennen - Daniel Varè über das Alltagsleben eines europäischen Diplomaten in China in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts; da sind die Romane der Amerikanerin Pearl S. Buck (die 1938 den Nobel-Preis für Literatur bekam) zu nennen, die das Leben und die Probleme der in sich fest geschlossenen Großfamilien Chinas in den Jahrzehnten beschrieb, in denen der amerikanisch-europäische Einfluß im „Land der Mitte“ größer und größer wurde; da sind wissenschaftliche Werke, hier seien nur von Bodo Wiethoff „Grundzüge der älteren chinesischen Geschichte“, von Emily Hahn „China gestern und heute“ sowie die aktuellen Werke von Prof. Klaus Mehnert, der nicht nur den Lesern seiner Bücher, sondern durch seine Fernsehvorträge einem größeren Zuschauerkreis bekannt ist, genannt.

Man kann noch weiter zurück gehen. Es ist bekannt, daß die Phönizier schon vor 2500 Jahren Eisen aus China bezogen. Man kann auf den Venezianer Marco Polo verweisen, der 1271 seinen Vater und dessen Bruder auf deren zweiter Reise nach China begleitete, zum Statthalter der Provinz Kiang-nan emporstieg und nach seiner Rückkehr in die Heimat (1295) gar wundersam über seine Reise, über Land und Leute, denen er begegnet war, zu berichten wußte. Es sind die päpstlichen Legate Montecorvino (1295 bis 1332 in China), Pordonese (1324-1328 in China), Marignolli (1342-1347 in China) zu nennen; es ist auf die uralte „Seidenstraße“, die Kleinasien mit dem Fernen Osten verband, hinzuweisen; es könnten schließlich und vor allem

Kaufleute und Reiseschriftsteller des 19. und 20. Jahrhunderts genannt werden, die Kunde von dem großen und mächtigen Reich China gaben.

Der Wissenschaft ist es gelungen, nach und nach einen Überblick über die chinesische Geschichte zu gewinnen, die zahlreichen Dynastien, die das Land beherrschten, datenmäßig in unseren Kalender einzufügen, um so einen besseren Überblick zu erhalten und zu geben, und um Vergleiche mit den zeitlichen Abläufen von Kultur- und anderen Geschichtsvorgängen in Europa zu ermöglichen. Wir wissen, daß China viermal in zwei Reiche (einmal sogar in drei) geteilt war, daß und wann es von den Mongolen erobert und besetzt gehalten wurde, und daß von 1644 bis 1912, d. h. bis zum Erlöschen des Kaisertums die Mandschus die Herrschaft über China ausübten. Aus der Entwicklung in den letzten 65 Jahren haben wir vieles gehört, manches widersprach einander, manches wollte nicht in unser Weltbild passen, doch konnte gerade in den letzten Jahren einige Klarheit über die politische Entwicklung, über die „Kulturrevolution“, über den wirtschaftlichen Stand und über die dogmatischen Konzeptionen gewonnen werden.

Trotz dieser vielen, positiv anmutenden Feststellungen bleibt es bei der Erkenntnis: Wir wissen wenig über China und die Mentalität seiner Bewohner. Das hat mehrere Gründe. Von tiefem Mißtrauen gegenüber den „Barbaren“ oder „weißen Teufeln“ erfüllt, haben viele Herrscher oder Machthaber Chinas Fremden den Eintritt in ihr Land verwehrt oder - wenn sie Einzelnen die Einreise gestatteten - diese in ihrer Bewegungsfreiheit eingeengt und gewöhnlich beobachten lassen. Es ist kein Zufall, daß der Aufenthalt Marco Polos und der vom Vatikan entsandten Patres in das 13. und 14. Jahrhundert fielen; also in die Zeit, in der China unter der Herrschaft der Mongolen stand, die, - schon durch ihre großen Beutezüge - weltoffener waren als die meisten Chinesen-Kaiser. In Zeiten der „offenen Grenzen“ strömten Gesandte, Kaufleute, Schausteller und Mönche zu zehntausenden in das Land. Ihr Erscheinen, ihre Fremdartigkeit und ihr Eifer schürten das Mißtrauen von Neuem. - Das Mißtrauen als markan-

tes Charaktermerkmal zeigten viele chinesische Kaiser auch ihrer Umwelt. Da saßen die Köpfe locker. Es kam vor, daß die wichtigen Staatsämter mit Eunuchen besetzt wurden, weil sie kaum eine nennenswerte Gefahr bedeuteten, während Angehörigen des Adels, die einer zahlen- und bedeutungsmäßig wichtig zu nehmenden Großfamilie angehörten, eher ein Staatsstreich zuzutrauen war, der sie an die Macht brachte. Es war, was bei dieser Auffassung eine Rolle spielte, die Meinung aller Schichten des Volkes, daß der erste Herrscher einer jeden Dynastie der beste, machtvollste und gerechteste sei, und daß bei jedem folgenden die guten Kräfte geringer wurden, die schlechten aber zunahmen. Hielt man dann einen Kaiser für verweichlicht, erschlaft und unfähig, so stieß man ihn vom Thron und begründete eine neue Dynastie. Es gab vorausschauende Herrscher, die nicht den ältesten, sondern den ihnen am befähigsten erscheinenden Sohn oder, wenn ihr Thron ins Wanken geriet, einen außerhalb des Familienclans stehenden, beim Adel beliebten Mann zum Nachfolger bestimmten.

Die im Laufe der Zeit mehrfach veränderte Bilderschrift erschwerte es Fremden, in die chinesische Literatur und Geschichte einzudringen. Hinzu kam, daß die von den chinesischen Kaisern angestellten Geschichtsschreiber gehalten waren, ihre Darstellungen so abzufassen, daß sie dem jeweiligen Herrn und Auftraggeber zu besonderem Ruhm gereichten. Hatten die „Vorgänger im Amt“ zu ihrer Zeit den damaligen Kaiser und seine Heldentaten in Superlativen beschrieben, so blieb den Nachfolgern nichts übrig, als die alte Historie umzuschreiben, Ruhmesblätter welken zu lassen, um so den eigenen Herrscher glänzender beschreiben zu können. Das geschah nicht als Willkürakt des einzelnen Historiographen, sondern im Einverständnis, nicht selten sogar im Auftrage des regierenden Kaisers. Die Kenntnis von der „subjektiven Wahrheit“ zwingt zu einer vorsichtigen Beurteilung der (in Auswahl) vorgelegten Bücher, Urkunden und Schriftstücke; der alten wie der neuen. -

Man hat China gelegentlich als das „Land des Lächelns“ bezeichnet; ein Ausdruck, der

mehr auf eine äußerliche Erscheinungsform als auf das innere Wesen abzielt. Je mehr man sich mit China beschäftigt, desto mehr muß man erkennen, wie fremd wir den Chinesen in ihrem Denken und Fühlen, in ihrer Kultur und in ihren Wertmaßstäben sind. Das ist eine Feststellung, keine Wertung. Dem Beobachter in Bonn wird sie besonders deutlich, wenn er Gruppen von Angehörigen der Chinesischen Botschaft begegnet (sie treten stets gruppenweise auf), die, im maßgeschneiderten Mao-Look mit interessiert-beobachtenden, kritisch-abschätzenden, erstaunt-überlegenden Blicken die ihnen fremde Welt westlicher Kultur und Zivilisation betrachten.

Die Epochen sind im China der Vergangenheit nicht nach den bei uns üblichen Zeitrechnungen (vor oder nach Christi Geburt), sondern nach den Dynastien gegliedert. Wenn wir in den folgenden Fortsetzungen die Geschichte des chinesischen Geldes beschreiben, ist es nicht zu vermeiden, die Dynastien und ihre Regierungszeit zu erwähnen. Eine entsprechende (aber verkürzte) Tabelle unter gleichzeitiger Angabe unserer Zeitrechnung sei hier eingefügt:  
*(Siehe nächste Seite oben. TA)*

In dieser Tabelle wurden die Reichsteilungen und die ihnen folgenden Reichseinigungen sowie die Namen der wechselnden Hauptstädte nicht erwähnt.

China ist ein altes Kulturland. Daß dort das Pulver längst erfunden war, als der Franziskanermönch Berthold Schwarz um 1330 in Deutschland durch Zufall seine Wirkung zu spüren bekam, daß man es aber nicht zu Kriegszwecken, sondern für Feuerwerkskörper verwendete, ist weithin bekannt. Auch das Porzellan wurde dort vor langer, langer Zeit entwickelt; chinesische Seidenstoffe waren schon im frühen Mittelalter ein auch im Abendland von begüterten Frauen begehrter Artikel. Weniger bekannt ist es, daß schon zur Zeit der Tschou-Dynastie (etwa um 600 v. Chr.) Münzen im Umlauf waren. (Übrigens: daß der gegenwärtige chinesische Ministerpräsident Tschou En-lai ein später Nachkomme jener alten Tschou-Dynastie

ca. 2000 bis 1500 v. Chr. Geburt	Hsia-Dynastie
ca. 1500 bis 1000 v. Chr. Geburt	Shang-Dynastie
ca. 1000 bis 221 v. Chr. Geburt	Tschou-Dynastie
221 bis 207 v. Chr. Geburt	Chin-Dynastie
206 v. Chr. bis 220 n. Chr. Geburt	Han-Dynastie
220 bis 265 n. Chr. Geburt	Wei-Dynastie
265 bis 419 n. Chr. Geburt	Chin-Dynastie
420 bis 588 n. Chr. Geburt	Südliche und nördliche Dynastien
589 bis 618 n. Chr. Geburt	Sui-Dynastie
618 bis 906 n. Chr. Geburt	Tang-Dynastie
1126 bis 1279 n. Chr. Geburt	Sung-Dynastie
1280 bis 1367 n. Chr. Geburt	Yang-Dynastie (Mongolen)
1368 bis 1644 n. Chr. Geburt	Ming-Dynastie
1644 bis 1912 n. Chr. Geburt	Ching-Dynastie (Mandschu)
1912 bis 1927 n. Chr. Geburt	Republik China (Peking)
1927 bis 1949 n. Chr. Geburt	Republik China (Nanking)
ab 1949 n. Chr. Geburt	Volksrepublik China

sein soll, wird oft behauptet, konnte aber nicht nachgeprüft werden.) Unter der Sung-Dynastie, also etwa um 1200 n. Chr. hat es bereits Papiergeld gegeben – also viel früher als in Europa -, es hat dort zu einer Inflation geführt, weil die Ansprüche des Staatshaushaltes ungerechtfertigt hoch waren. Eine tiefgreifende Krise war die Folge. Freilich hat dieses Debakel mit Kultur nichts zu tun.

Doch sind als markante Vertreter chinesischer Kultur der Teosoph Lao-tse, der im 6. vorchristlichen Jahrhundert das berühmte Werk „Tao-the-king“ („Kanon des Tao und der Tugend“) schrieb, dessen Weisheiten noch heute gültig sind und Konfuzius (eigentlich Kung-fu-tse), der von 551 bis 479 Chr. Geburt lebte, Philosoph und Religionslehrer, Tugend und Gerechtigkeit predigte, zu nennen. Nach seinem Tode wurde seine Lehre die maßgebliche Religion (oder sollte man zutreffender sagen: der Lebensphilosophie?) der Chinesen bis in die Jüngste Zeit hinein. Zwar war sie im Laufe von fast zweieinhalb Jahrtausenden einigen Änderungen unterworfen, doch konnte sie sich jederzeit gegenüber dem Buddhismus, dem Taoismus und dem Christentum, die in das Land eindringen, mit Erfolg behaupten. Erst seit wenigen Jahren wird die Lehre des Konfuzius als Irrlehre angeprangert und jeder, der ihr anhängt, als Feind des maoistischen Kommunismus verfolgt. Über die sich hier ergebende Diskrepanz wird in der nächsten Fortsetzung berichtet.

(Wird fortgesetzt)

## Geld in China (2)

# Warum Mao gegen Konfuzius ist

Von Hans Gundermann

Wer in China die Lehren des Konfuzius verbreitet oder auch nur danach lebt, wird seit einigen Jahren in immer stärker werdendem Maße verfolgt und als Feind des maoistischen Kommunismus und damit als Staatsfeind bestraft. Zeitungsnachrichten, die über entsprechende Maßnahmen der chinesischen Regierung berichten, werden von uns zwar gelesen doch damit hat es sich. China ist ja so weit entfernt ...

Dabei handelt es sich um eine Kampagne, durch die ein Volk von 700 bis 800 Millionen Menschen (die genaue Zahl ist nicht bekannt) vergessen soll, was fast 2500 Jahre seine Lebensmaxime war; es soll an ihrer Stelle den dialektischen Materialismus akzeptieren und ihm nachleben, wie er seit 1949 in der Volksrepublik China gelehrt wird.

Um die gewaltigen Unterschiede zwischen beiden Lehrmeinungen und die Stärke der neuen Bestrebungen erkennen und bewerten zu können, ist es gut, sich mit ihnen näher vertraut zu machen. Konfuzius wurde im Jahre 551 vor unserer Zeitrechnung in Tsche-fo in der heutigen

Provinz Schantung geboren. Als er drei Jahre alt war, starb sein Vater. Die Familie blieb mittellos zurück. Später, als er erwachsen war, hatte Konfuzius wiederholt öffentliche Ämter inne, doch scheint er nicht zum Beamten, sondern zum Philosophen geboren zu sein. Er hatte nie die Absicht, zum Religionsstifter zu werden. Es kann zweifelhaft sein, ob man seine Lehre überhaupt als Religion bezeichnen kann, denn von Gott oder von Göttern ist nirgendwo die Rede. Zutreffender ist es, von einer Tugend- und Pflichtenlehre zu sprechen. Er selbst hat die Gedanken, die er in zahlreichen, sich über viele Jahre hinziehenden Gesprächen mit seinen vielen Schülern führte, nicht aufgezeichnet. Das geschah erst später, nach seinem Tode durch die eifrigsten der Schüler. Mit der Zeit entstanden mehrere Bücher, von denen „Die große Wissenschaft“, „Maß und Mitte“, „Hausgespräche“, vor allem aber das „Buch der Gespräche“ („Lun Yü“) bekannt sind. Man kann noch einen Schritt weitergehen und Lun Yü als die Lehre des Konfuzius schlechthin bezeichnen. Es enthält alle seine maßgeblichen Erkenntnisse. Er unterstellte, daß der Himmel mit seinen Geistern und Dämonen von den Menschen mit dem ihnen gebührenden Respekt verehrt würde, doch war das für ihn kein Thema, um darüber zu philosophieren. Er war (oder empfand sich zunächst) als Politiker, dessen Ziel es war, die Menschen dahin zu beeinflussen, daß die bestehende Staats-, Rechts- und Sittenordnung nicht beeinträchtigt, wohl aber verbessert würde. Der „höhere Mensch“, von dem er immer wieder spricht und der ihm als das ideale Wesen vorschwebt, hält „Maß und Mitte“, ist Herr seiner Neigungen und Wünsche und vereinigt in der rechten Weise gute Form und sittliche Haltung. „Er erwirbt seine sittliche Vervollkommnung durch mühevolleres Streben und dauernde Selbsterziehung“ (Rudolf Wrede „Worte des Konfuzius“).

Als Konfuzius lebte, war das Geld in China ein noch recht junges Zahlungsmittel; nicht verbreitet genug um den Philosophen zu einer Stellungnahme zu veranlassen. Wäre es bereits ein Gegenstand des täglichen Lebens gewesen, so hätte er sich wohl dazu geäußert, denn es gehörte zu seinem Wesen, auch die Dinge des Alltags auf ihren Wert oder Unwert zu untersuchen.

Einige wenige Zitate aus dem „Lun Yü“ mögen besser als Be- und Umschreibungen seine Gedanken ausdrücken:

„Könnte man mit ehrbaren Mitteln Reichtum erwerben, so würde ich danach streben, selbst wenn ich die niedrigsten Dinge verrichten müßte. Da es aber keinen sicheren Weg hierzu gibt, so tue ich, wozu mich das Herz treibt.“

„Wenn sich jemand weiterbilden will und wegen eines Rates zu mir kommt, so nehme ich seinen guten Rat an, ohne zu fragen, was später aus ihm wird. Ich bin zufrieden, wenn ich sehe, daß er sich im gegenwärtigen Augenblick wirklich gebessert hat. Aber damit stehe ich nicht dafür ein, was er später tut.“

„In der Beurteilung von Rechtsstreitigkeiten bin ich nicht besser als irgend ein anderer. Woran mir aber alles liegt, das ist, Prozesse unnötig zu machen.“

„Ich habe oft ganze Tage ohne Nahrung und ganze Nächte ohne Schlaf verbracht, um nachzudenken. Es brachte keinen Nutzen. Besser ist es, sich die Erkenntnisse der Alten lernend anzueignen.“

„Ich hasse die zungenfertigen Schwätzer, die Staat und Gesellschaft untergraben. Wer bei seinen Handlungen immer auf Vorteil bedacht ist, wird sich viele Feinde machen.“

„Übers Ziel hinausschießen ist ebenso schlimm, wie nicht ans Ziel kommen.“

„In einem Staat, in dem Ordnung und Gerechtigkeit herrschen, kann man freimütig in seinen Antworten und kühn in seinen Taten sein.“

„In einem Staat, in dem Unordnung und Ungerechtigkeit herrschen, sei man kühn in seinen Taten, in seinen Worten aber vorsichtig.“

„Wenn in einem Lande Ungerechtigkeit und Unordnung herrschen, so ist es schon eine Schande, amtliches Einkommen zu beziehen.“

„Wenn man in den Grundsätzen nicht überein-

stimmt, kann man einander keine Ratschläge geben.“

„Der höhere Mensch sieht stets darauf, was recht ist, der gewöhnliche sieht nur, was ihm Vorteil bringt.“

„Der höhere Mensch ist darauf bedacht, dem Bedürftigen zu helfen und nicht den Reichtum des Reichen zu mehren.“

„Dreierlei sollte der höhere Mensch anstreben: Menschenliebe, die frei von Leid ist, Wissen, das nicht in Zweifeln schwankt, und Mut, der sich nicht fürchtet.“

„Arm sein und nicht murren, ist schwer. Reich sein und nicht hochmütig werden, ist im Vergleich damit leicht.“

„Luxus und Verschwendung führen zu Unbotmäßigkeit; Sparsamkeit zu Enge und Kleinlichkeit. Aber immer noch besser als Unbotmäßigkeit ist Enge und Kleinlichkeit.“

„Der Fürst von She unterhielt sich mit dem Meister und sagte: Bei uns zu Land ist das Volk ehrlich und aufrichtig. Wenn der Vater ein Schaf gestohlen hat, so legt der Sohn Zeugnis gegen ihn ab. - Der Meister sprach: Bei uns zu Lande sind die Ehrlichen und Aufrichtigen anders. Der Vater deckt die Vergehen des Sohnes und der Sohn deckt die Vergehen des Vaters. Auch darin liegt Rechtschaffenheit.“

„Geschickte Reden stören die Entfaltung wirklicher Werte. Kleinliche Unnachsichtigkeit zerstört große Pläne.“

„Es gibt drei Arten von Freundschaften, die förderlich sind, und drei Arten von Freundschaften, die schädlich sind: Freundschaft mit Aufrichtigen, mit Beständigen und mit Erfahrenen, diese sind förderlich. - Freundschaft mit Unehrliehen, mit Leisetretern und mit Schönschwätzern, diese sind schädlich.“

„Es ist Kindespflicht, die Eltern zu ernähren, wenn sie alt sind. Aber Nahrung gibt man auch seinen Hunden und Pferden. Wenn man den Eltern keine Achtung und Ehrerbietung entgegen-

bringt, was ist da für ein Unterschied?“

„Lernen ohne zu denken ist verlorene Mühe. Denken ohne gelernt zu haben, ist gefährlich.“

„Forschen ist mehr als Wissen. Heiteres Erkennen ist mehr als Forschen.“

„Nur die hochstehenden Weisen und die stumpfen Massenmenschen ändern sich nicht.“

„Dsi Gung (ein Schüler) fragte: Wie muß einer beschaffen sein, um als gebildeter Mensch zu gelten? Der Meister teilte die Menschen in unterschiedliche Kategorien ein und nannte die ihnen spezifischen Merkmale. Dsi Gung fragte: Zu welcher Kategorie gehören die Regierenden von heute? Der Meister sprach: Ach, das sind ja nur beschränkte Buchstabenmenschen und Geldmacher. Sie sind nicht wert, gezählt zu werden.“

Die entscheidenden Instanzen für das Glück menschlichen Lebens waren für Konfuzius: die Familie, die Freundschaft, der Staat. In ihnen hatte Recht, Gerechtigkeit und Ordnung zu herrschen. Das „Buch der Gespräche“ wurde in China zu dem maßgeblichen Lehrbuch. In den Schulen wurden die Worte des Konfuzius auswendig gelernt, an den Universitäten gab es Professoren, die die Gedanken und Erkenntnisse im Sinne des Meisters auslegten. Die Lehre blieb nicht ohne Auswirkungen. Die Familie wurde zu einer so eng verbundenen Einheit, daß sie unauflöslich schien. Der Ahnenkult verband Vergangenheit mit der Gegenwart, die Sorge, diese Kette könne abreißen, ließ den Wunsch Selbstverständlichkeit werden, möglichst viele Söhne zu haben, denn nur Söhne waren berechtigt, den Vorfahren zu opfern und für sie zu beten. Die Stellung der Frau stand weit hinter der des Mannes zurück. Starb dieser, so wurde der älteste Sohn das Familienoberhaupt, dessen Willen sich alle Angehörigen (auch die Mutter) zu fügen hatten. Die Töchter wurden nach der Wahl des Vaters oder, wenn dieser verstorben war, nach der des Bruders, verheiratet. Im neuen, ihr fremden Haushalt war sie das unbedeutendste Mitglied, da sie nicht nur ihrem Manne dienend zu gehorchen hatte, sondern auch dessen Eltern.

Freundschaften hielt er für eine wichtige, über den Kreis der Familie hinausgehende Verbindung, die zu gegenseitigen Anregungen führte und die eigene Einflußsphäre stärkte. Dabei meinte er die Freundschaft zwischen Männern. Zwar hatte er auch nichts gegen freundschaftliche Gespräche der Frauen untereinander, doch maß er ihnen im Hinblick auf die untergeordnete Stellung der Frauen im Gesellschaftsleben geringe Bedeutung zu.

Oft und gern hat er sich über den Staat und wie man ihn gestalten solle, geäußert. Entsprechend seiner Kenntnis der chinesischen Geschichte ging er von einem klugen und gerechten Herrscher aus, sowie von einer unbestechlichen Beamtenenschaft. In seinen Worten steckt Anklage und Hoffnung zugleich. Immer wieder wurde das Land von Despoten regiert, immer wieder erlagen große Teile des riesigen Beamtenheeres der Korruption. Neue Dynastien, neue Herrscher versuchten Ordnung zu schaffen, sie hatten unter Anwendung drastischer Maßnahmen zeitlich begrenzte Erfolge zu verzeichnen, von Dauer waren sie nicht.

In zweieinhalb Jahrtausenden hatten sich die konfuzianischen Lebensregeln, auch wenn sie nicht immer und nicht überall Erfüllung fanden, so tief in das Bewußtsein der Chinesen eingegraben, daß sie nicht von heute auf morgen auszurotten waren. Dabei wäre es ungenau, den maoistischen Kommunismus dem Konfuzianismus unmittelbar gegenüberzustellen. Das erste Wetterleuchten des kommenden Gewitters zeigte sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als europäische Staaten mit Erfolg versuchten, aufgrund ihrer militärischen Macht Einfluß auf China zu gewinnen. Durch den Vertrag von Nanking (1842) wurde Hongkong an England abgetreten, die Häfen von Kanton, Amoy, Fuchou, Ningpo und Shanghai wurden für den freien Welthandel geöffnet. Zahlreiche andere Verträge folgten. Das Deutsche Reich pachtete Tsingtau, die Gebiete von Amur und Ussur wurden (1860) an Rußland abgetreten. Der „Boxeraufstand“ (1899/1900) wurde von europäischen Expeditionskorps niedergeschlagen. Die Dynastie Ch'ing hatte abgewirtschaftet, hatte „das Ge-

sicht verloren“ und mußte 1912 abdanken.

Seit 1949 liegt die Regierungsgewalt in Händen von Mao Tse-tung und seiner kommunistischen Partei. Wer „Das Kapital“ von Karl Marx gelesen hat, erkennt leicht, wie stark die Gegensätze zwischen den Lehren des Konfuzius und dem dialektischen Materialismus sind. Der Gedanke einer in sich geschlossenen Familie mit ihrem strengeregelten Ahnenkult steht der Diktatur des Proletariats im Wege. Die Ethik der Freundschaft kann nicht existieren, wo man erwartet, daß jeder „Abweichler“ den Machthabern überantwortet wird. Schließlich ist es ein unüberbrückbarer Gegensatz, ob ein Volk mit Weisheit und Gerechtigkeit oder aber mit Gewalt regiert wird. Die Lehren des Konfuzius waren so tief im Volke verwurzelt, daß sie - selbst unausgesprochen - der kommunistischen Diktatur im Wege standen. Deshalb werden sie, auch unter Anwendung von Gewalt, ausgemerzt.

(Wird fortgesetzt)

### Geld in China (3)

## Kauri-Muscheln und Gerätegeld

**Von Hans Gundermann**

Versucht man den Anfang des Geldwesens in China festzustellen, so gelangt man schließlich zurück bis zu den Kauri-Muscheln. Kauri-Muscheln, die freilich nicht nur in China, sondern in ganz Asien als Zahlungsmittel benutzt wurden, gelangten über Turkestan und Mesopotamien bis nach Europa, wo sie in den Ländern des Mittelmeeres bis in unser Jahrhundert hinein als symbolträchtiges Zeichen getragen wurden. Es ist bei diesen Muscheln zu unterscheiden: In vielen Ländern des Ostens, auch in China, waren sie Geld; in anderen Ländern waren und sind sie Schmuck. Die Grenzen zwischen beiden Zweckbestimmungen waren lange Zeit hindurch flüchtig. Oft sollte das Geld als Ausdruck des Reichtums, den man öffentlich zeigte, der Träger oder die Trägerin schmücken. Reichtum, gleichgesetzt mit Macht, gewann Symbolkraft. Der Mächtige kann vieles tun, zu dem die ande-

ren Menschen nicht in der Lage sind. Götter sind mächtiger als Menschen, ihnen ist es gegeben, auch in kleinen Dingen die Unendlichkeit ihrer Kraft zu offenbaren. So kam es zu dem Glauben an die Kraft der Kauri-Muschel. Wenn man für sie schon Gegenstände kaufen, Menschen zu Dienstleistungen veranlassen konnte, warum sollte sie nicht fähig sein, andere Kräfte auszulösen? Japanerinnen und Inderinnen tragen Kauri-Muscheln als Amulett, um Entbindungen zu erleichtern. In Südindien sind sie das Zeichen der Jungfräulichkeit der Mädchen, anderswo das Ehrenzeichen der Mutter, wiederum anderswo (besonders bei Insel- und Küstenvölkern) sind sie „Verlobungsringe“, das heißt: das Zeichen des Verlöbnisses.

Die Verwendung der Kauri-Muscheln war von Land zu Land verschieden, desgleichen in den jeweiligen Zeitabschnitten. Es gab Völker, bei denen sie den Lendenschurz verzierten, aufgereiht auf Schnüre auch die Ledergeschirre der Zug- und Reittiere schmückten, an Geräte des täglichen Lebens angebunden waren, vor allem aber Häuptlingen und Medizinmännern, oftmals kiloschwer zu Ansehen, Bedeutung und Zierde gereichten. Die Magie, die man in die Kauri-Muscheln hineingeheimniste, gaben ihnen die Kraft, Zahlungsmittel und Schmuck zu sein, je nachdem, wonach der Sinn am meisten stand.

Hinzu kam, daß die Kauri-Muscheln (richtiger: Kauri-Schnecken) unterschiedliche Farben aufwiesen bzw. noch heute aufweisen. Die meisten sind zwar einfarbig weiß, doch gibt es auch solche mit blauen oder gelben Flecken oder Streifen. Die Besonderheiten der Farben und Muster erhöhen den Wert der Muscheln, manchmal um das Vielfache.

In der Wissenschaft trägt die hier behandelte Kauri den Namen *Cypraea-moneta*. Der Wortteil „moneta“ läßt bereits deutlich die Verwendung der Muschel als Geld erkennen. Auch unser Sprachschatz enthält das Wort „Moneten“ als scherzhafte Bezeichnung für Geld. Der Ausdruck stammt aus dem alten Rom; dort befand sich die Münzstätte neben dem Tempel der „Juno moneta“, zu deutsch: der „warnenden Juno“.

Natürlich wird der Begriff „Moneten“ in der chinesischen Sprache nicht verwendet, erst recht nicht in der Schriftsprache, die als abgewandelte Bildsprache ihren eigenen, uns fremden Gesetzen unterliegt. Im Chinesischen heißt die Kauri-Muschel „Pai“, das ist in der Schrift das 154. Klassezeichen. Die chinesische Schrift umfaßt über 200 Wortzeichen, von denen jedes mit einem oder mehreren anderen zusammengesetzt werden kann und erst in der Zusammensetzung seinen eigentlichen bzw. neuen Sinn bekommt. Es gibt in der chinesischen Schrift über 200 Worte, in denen „Pai“ vorkommt und den Sinn des Wortes bestimmt oder wenigstens mitbestimmt. Es kann dann bedeuten: arm, reich, Überfluß, Not, Schulden, Steuern, Kredit, Elend, Habgier, Geschäft, Vermögen, Opfergabe, Geldstrafe usw. In dem neuen chinesischen Wörterbuch werden nicht weniger als 166 Begriffe aufgeführt, die alle das Kauri-Zeichen mitenthalten. Es ist für jeden Nicht-Chinesen schwer, die Bilderschrift zu erlernen, weil sie stets (oder überwiegend) mehrere Zeichen kennt, die zusammengesetzt sind, damit man auf den Begriff kommt, der gemeint ist. Mehrfach wurde versucht, die Bilderschrift zu vereinfachen, um sie auch für den „Mann auf der Straßen lesbar zu machen. Auch Mao-Tsetung hat sich, und zwar mit gutem Erfolg, darum bemüht. Für uns, die wir gewöhnt sind, Worte zu lesen, die aus Buchstaben zusammengesetzt sind, mutet indes die chinesische Schrift noch immer wie ein Bilderrätsel an, das wir nicht zu lösen vermögen. Immerhin mag dieser Hinweis andeuten, warum die chinesischen Eigennamen, die wir in der Zeitung lesen, aus mehreren, durch Bindestriche miteinander verbundenen Worten bestehen und warum Teile der Namen in anderen Namen wiederkehren, Sie können dort die gleiche Bedeutung haben, müssen es aber nicht. In der Verbindung mit den anderen Worten ergeben sie einen neuen Sinn.

Es ist überliefert, daß noch während der Mongolenherrschaft (Yüan-Dynastie, 1280 bis 1380 n. Chr.) Kauri-Muscheln in den südlichen Landesteilen, z. B. in der Provinz Yünnan, gebräuchlich waren. Bei der Größe des Landes und der Unterschiedlichkeit der Bevölkerungsteile, fällt

es - also nicht nur in bezug auf die Kauri-Muscheln – schwer, von einheitlichen Sitten und Gebräuchen und damit auch von einheitlichen Zahlungsmitteln zu sprechen. In Siam, das noch zum chinesischen Einflußbereich gehörte (wohl auch jetzt noch gehört), waren Kauris bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen „Bia-Chan“ als Geld gültig. Hundert Bia-Chan hatten den Wert von einem Kupfer-Att. Neben dem Kauri-Geld gab es bereits frühzeitig Bronzemünzen. Nach den Funden werden die ältesten auf 2000 Jahre geschätzt. Dabei wird vermutet, daß es vorher schon gegossene Metallmünzen gab. Die gefundenen Münzen sind rund, haben in der Mitte ein viereckiges Loch, um sie auf eine Schnur aufreihen zu können und tragen Inschriften, die etwas über den Herrscher und die Münzstätte aussagen. Bezeichnet werden sie als „Käsch“, ein Wort, das aus dem Sanskrit von „Karschar“ abgeleitet sein, aber auch mit dem englischen „cash“ = bares Geld verwandt sein soll. Fest steht, daß die Chinesen ihre Münzen anders bezeichnet haben.

Wenn wir von runden Münzen mit viereckigen Löchern sprachen, so trifft das zwar im großen und ganzen zu, doch auch hier bestätigt die Ausnahme die Regel. Da sind einmal die Münzen mit runden Löchern zu nennen, vor allem aber diejenigen, deren Form einem Gerät oder einem Tier nachgebildet war. Nicht immer war der Gegenstand realistisch geformt, doch ließ sich stets, manchmal mit einiger Phantasie, erkennen, was gemeint war. Besonders reichhaltig waren in Form, Aussehen und Beschriftung die zur Zeit der Tschou-Dynastie (etwa 1000 bis 221 v. Chr.) gegossenen Münzen. Manchmal ist nur von Fachleuten zu erkennen ob es sich bei den Bronzestücken um Geld handelt oder nicht. Als charakteristisches Beispiel für diese Behauptung sei die „Reibeisenmünze im Werte von 10 Schafen“ beschrieben. Sie stammt aus den Anfangszeiten der Tschou-Dynastie und befindet sich im Kestner-Museum in Hannover. Sie hat die Gestalt eines Reibeisens oder - was uns vielleicht geläufiger ist - Ähnlichkeit mit einem Nudelbrett. Der (wenn man bei dem Vergleich bleibt) etwas zu groß geratene Griff enthält die Inschrift, die zugleich der Wertbegriff ist: „10 Schafe“; auf der rechteckigen Münzplat-

te (dem „Nudelbrett“) ist lediglich ein Schaf abgebildet. Fachleute haben darüber gestritten, ob dieses sonderbare Bronzestück als Münze im landläufigen Sinne anzuerkennen sei oder nicht; im Ergebnis wurde der Wertung als Münze zugestimmt. Warum aber spricht man von einer „Reibeisenmünze“? Nun, die Hirtenvölker, bei denen diese Münzen vor allem und in erster Linie umliefen, erkannten als Geld nur an, was ihrer Vorstellungswelt entsprach. Reibeisen kannten sie, es waren Gegenstände des täglichen Bedarfs. Das abgebildete Schaf schuf die Verbindung zwischen der Münze und ihren Schafen, die Wertangabe schließlich „10 Schafe“ gab die genaue Relation an.

Zu nennen sind die Klangplatten oder Brückenmünzen, die in unterschiedlicher Form und Größe hergestellt, gewöhnlich an den Enden zwei Drachenköpfe und in der Mitte mehrere Rinder zeigten. Von vermögenden Viehbesitzern sollen sie nicht nur als Geld, sondern auch als Viehglöckchen benutzt worden sein. Ob sie, wie zum Teil behauptet wird, auch Menschen als Halschmuck dienten, mag dahingestellt bleiben. Wichtiger ist die grundsätzliche Feststellung, wonach Münzen zugleich als Zahlungsmittel und als Schmuck verwendet wurden.

Fischmünzen, die etwa der gleichen Zeit entstammen, haben - der Name sagt es - die Form eines Fisches. Sie galten nicht nur als Zahlungsmittel, sondern auch als Talisman beim Fischfang.

Die weitverbreiteten Sichel-, Säge-, Messer- und Spatenmünzen waren nicht nur als Symbol in die Form genannten Handwerkszeuge gegossen, sie ersetzten diese zum Teil auch. Es war bei diesen Münzen nötig, ihnen entsprechende Ausmaße zu geben. Es wurde eine Spatenmünze gefunden, deren Schnittfläche 92 mm und deren Höhe 120 mm beträgt. Diese Münzen waren beliebt, nicht nur wegen ihres Wertes, sondern auch, weil sie Werkzeuge aus Metall und deshalb von dauerhaftem Wert waren. Sie mögen, so kann eingewandt werden, aus diesem Grunde überhaupt kaum als „Geld“ bezeichnet werden. Sie waren eher ein Tauschmittel, das im Handel „Ware gegen Ware“ benutzt wurde. Ein Indiz für

diese Annahme wäre auch das Gewicht des einzelnen Stückes.

Dagegen spricht die Tatsache, daß es ungefähr zu der gleichen Zeit auch Glockenmünzen in unterschiedlicher Größe, auch Troddel- oder Zikadenmünzen und - nicht zuletzt - Schlüssel- münzen gab. Glockenmünzen erinnern in ihrer Form mehr an die in Ostasien als an die im christlichen Abendland benutzten Glocken. Es gibt solche von einfachem Aussehen und andere mit Verzierungen. Die vorhandenen Stücke sind bis 50 mm hoch; die ältesten stammen aus der Tschou-Zeit, die jüngeren werden der Zeit zugeordnet, in der die Han-Dynastie herrschte (also um Christi Geburt herum). Die Troddel- oder Zikadenmünzen haben ein recht merkwürdiges Aussehen. Zwei aufrechtstehende, miteinander verbundene Ovale werden von zwei liegenden Ovalen, die sowohl miteinander als auch mit dem darunter befindlichen Teil ein Ganzes bilden, ergänzt. Die Verbindung der Münze zu den beiden genannten Namen ist nicht klar erkennbar und dürfte die Phantasie der Sinologen und Numismatiker arg beansprucht haben. - Anders ist es dagegen mit den Schlüsselmünzen. Zwar sind auch sie unterschiedlich gestaltet, doch sehen viele so aus, als wären sie als Schlüssel für neuzeitliche Sicherheitsschlösser hergestellt. Angeblich sollen diese Münzen zu ihrer Zeit auch als Schlüssel für eine besondere Art von Vorhängeschlössern verwendet worden sein. Der Nachweis für diese Annahme fehlt, entsprechend konstruierte Schlösser wurden nicht gefunden.

Immer wieder drängt sich die Frage auf, ob es sich bei diesem in so vielen Varianten verbreiteten Geld um Münzen oder um ein reales oder auch abstrahiertes Tauschmittel handelt. Alle diese Stücke enthalten Inschriften, die den Wert angeben und den Namen des Kaisers nennen, der ihre Herstellung veranlaßte. Warum sollte sich ein Hersteller von Gebrauchsgegenständen, wie wir sie nannten, dieser Mühe unterziehen? Auch entsprach der Metallwert in der Regel dem durch Schriftzeichen angegebenen Münzwert. Dabei ist es auch von nachgeordneter Bedeutung, daß der Münzwert häufiger in landwirtschaftlichen Sachgütern als in Wäh-

rungseinheiten zum Ausdruck gebracht wurde. Die Empfänger der Münzen waren früher oder später Landbewohner, denen das Denken in abstrakten Währungseinheiten ungewohnt war, während für sie ihre Tiere und die Produkte ihrer Felder konkrete Wertmaßstäbe waren.

(Wird fortgesetzt)

## Geld in China (4)

# Schrift auf dem Geld

**Von Hans Gundermann**

Noch einmal wollen wir Konfuzius, der eigentlich Konfu-tse hieß, zitieren: „Wenn die Worte nicht stimmen, stimmen die Begriffe nicht. Wenn die Begriffe nicht stimmen, wird die Vernunft verwirrt. Wenn die Vernunft verwirrt ist, gerät das Volk in Unruhe. Wenn das Volk unruhig wird, gerät die Gesellschaft in Unordnung. Wenn die Gesellschaft in Unordnung gerät, ist der Staat in Gefahr.“

Der chinesische Staat ist in den für uns erkennbaren 4000 Jahren seiner Geschichte oftmals in Gefahr gewesen. Gegen Einfälle der nördlichen Nachbarn versuchte er sich durch die Chinesische Mauer (Große Mauer), die im 3. vorchristlichen Jahrhundert vollendet wurde (2450 km lang, bis 16,5 m hoch, 5-8 m dick) zu schützen. Doch nicht immer kamen die Gegner aus dem Norden. Gegen die Mongolen und die Mandschus nützte auch die Große Mauer nichts. Häufiger aber noch als die Einfälle von außen waren die Machtkämpfe im Innern. Gelegentlich, wenn auch längst nicht immer, führten sie zum Sturz der bisherigen und zur Errichtung einer neuen Dynastie; zur Trennung des Reiches in mehrere Länder; zu deren Wiedervereinigung. Manchmal waren es Aufstände, die mit kaum vorstellbarer Grausamkeit niedergeschlagen wurden, aber mit nicht geringerer Grausamkeit angezettelt und geführt waren.

Die Kriege und Aufstände fanden auch in der Entwicklung der Kultur und der Zivilisation ihren Niederschlag. Das geschah keineswegs

immer im positiven Sinne, auch Rückentwicklungen waren zu verzeichnen. Man kann mit Recht einwenden, jedes Volk entwickle sich mit der Zeit vorwärts, schon weil durch die Erfindungen und die Entdeckungen die Lebensumstände verändert würden, was zu anderen Ansprüchen und Erwartungen führe. Das ist (wenn auch nicht immer) richtig, wir erleben es ständig selbst; denn unser 20. Jahrhundert ist voller Veränderungen. Wir erkennen das ganz deutlich, wenn wir das heutige Leben mit dem am Anfang unseres Jahrhunderts vergleichen.

Obgleich China meistens bestrebt war, sich von Einflüssen anderer Völker abzukapseln, lag es doch auch in seinem Interesse, Handel mit anderen Ländern zu führen. Nach Möglichkeit wurde überwacht, was da geschah. Doch immerhin, der Kontakt war da. Peter Bamm schreibt in seinem Buche „Eines Menschen Zeit“ (S. 128) sehr eindrucksvoll: „Nachdem die ständigen Winde des Indischen Ozeans, die Monsune, im 1. Jahrhundert nach Christi Geburt entdeckt worden waren, liefen alljährlich etwa 100 Schiffe aus dem Mittelmeer, nach der Fahrt durch den Nil und den Kanal von Tumulat, von einem Hafen am Roten Meer nach Indien aus. In Indochina hat man in einem Grab neben römischen Münzen chinesische gefunden. Daß damals ein Geldstück, mit dem man in Rom bezahlen konnte, auch in Siam von jedem Kaufmann genommen wurde, sollte uns nachdenklich stimmen.“

Neben dem zum Nachdenken stimmenden Hinweis auf das Alter der unter dem Namen „Seidenstraße“ bekannten Verbindungsrouten, sind es die erwähnten chinesischen Münzen, die unsere Aufmerksamkeit erregen. Die Frage liegt nahe: Wie konnte ein Nicht-Chinese den Wert der ihm fremden Münzen erkennen? Wie konnte er die geheimnisvoll anmutenden Schriftzeichen lesen?

Die chinesische Schrift ist eine Wortschrift (also keine Buchstabenschrift), die sich aus ca. 600 rohen Bildern zu etwa 50 000 Schriftzeichen entwickelt hat, von denen aber „nur“ rd. 10 000 gebraucht werden. Sie waren in 17 Teile eingeteilt und nach 214 „Klassenhauptern“ geordnet. Jeder Gegenstand

hatte sein eigenes Zeichen, genauer: seine eigene Zeichnung. War der Schreiber geschickt, so malte er den Gegenstand deutlich erkennbar. War er ungeschickt oder mit Arbeit überlastet, so löste er das Bild in Striche, Punkte und Kurven auf. Der Leser mußte mehr raten als lesen, was gemeint war. Mit der Zeit wurde das Stilisieren der Schrift zu einer Kunst entwickelt. Dabei standen der Wille, durch Genauigkeit der Bild-Worte Mißverständnisse auszuschließen und der Wunsch, durch Vereinfachung der Schrift sowohl dem Schreiber als auch dem Leser die Arbeit zu verringern, einander gegenüber. Es gab Zeichen, die aus 15 oder 16 Strichen bestanden. Jeder Strich mußte in der Richtung, der Länge, der Stärke und in dem Verhältnis zu den anderen, dem gleichen Wort-Bild zugehörigen Strichen passen. Die kompliziertesten Zeichen waren es, die die Tendenz zur Vereinfachung der Schrift am stärksten vorantrieben. Man kam zu einfacheren Bild-Worten die mit den bisher verwendeten nur in einigen entscheidenden Momenten übereinstimmten. Die Vereinfachung war kein einmaliger Akt der Neugestaltung, sondern setzte sich über Jahrhunderte fort, wurde unter Umständen auch mehrmals bei den gleichen Zeichen vorgenommen, so daß man es im Ergebnis mit verschiedenen Schriftzeichen bei gleicher Bedeutung zu tun hatte. Zwar ist die Entwicklung der Schrift keineswegs ein besonderes Merkmal für China, auch in anderen Ländern hat sie sich verändert. Wir brauchen uns dabei nur die Unterschiede der Schrift im deutschen Sprachbereich (althochdeutsch / mittelhochdeutsch / neuhochdeutsch, sowie die in unserem Jahrhundert ausprobierten Schriftarten) vor Augen zu halten.

Wer die ersten chinesischen Bild-Schriftzeichen erfunden hat, ist nicht bekannt. Angeblich soll es der Kaiser Fu-Hsi gewesen sein, der irgendwann im 3. vorchristlichen Jahrtausend gelebt haben soll. Auch dem Kaiser Huang aus der Hsia-Dynastie schreibt man das gleiche Verdienst zu. Aber das spielt keine entscheidende Rolle, besonders wenn wir an die Schriftzeichen auf Münzen (später, beim Papiergeld ist es einfacher) denken. Hier wird sich der Münzfreund und Münzsammler die wenigen auf den Münzen angebrachten Bild-Worte merken und ihre Veränderung im Laufe der Jahrhunderte beobach-

ten. Die alte Schrift, die „Ku-Wên“ heißt, ist vor allem auf dem Gerätegeld zu finden. In ihr ist gewöhnlich noch bildhaft zu erkennen, welchen Wert die Münze repräsentiert. Später, als es zum Guß von Münzen in der uns bekannten Form kam - rund oder viereckig mit einem Loch zum Aufreihen auf eine Schnur in der Mitte - wurde das „Ku-Wên“ durch das „Ta-Chuan“, die große Siegelschrift, abgelöst. Das war ungefähr um 800 vor Christi Geburt. Den Chinesen, über viele, viele Generationen an das „Ku-Wên“ gewöhnt, fiel es schwer, sich an die neue, stilisierte Schrift zu gewöhnen. Als Ausdruck der Verehrung der alten Schrift ließen sie noch über Jahrhunderte die Amulette, die ihnen Schutz verleihen sollten, mit Zeichen der „Ku-Wên“ verzieren. Die Abneigung gegenüber dem „Ta-Chuan“ wurde dadurch verstärkt, daß durch flüchtiges Schreiben und willkürliche Vereinfachungen das Lesen nicht nur erschwert wurde; es kam zu zahlreichen Mißdeutungen und Mißverständnissen, die im Ergebnis zu Ärger und zu Prozessen führten. Es blieb dem Kaiser nichts übrig, als genaue Durchführungsbestimmungen zu der angeordneten neuen Rechtschreibung zu erlassen. Er ließ alle Zeichen sammeln und bestimmte, wie sie exakt zu schreiben seien. Die Schrift war geformt, was ihr freilich nichts von ihrer Umständlichkeit nahm. Es gibt, wenn auch relativ selten, noch Münzen aus der Zeit der Tsdjou-Dynastie, die diese Zeichen aufweisen. Die nächste große Schriftform gab es, als die Ch'in-Dynastie an die Macht gelangte (221 v. Chr.). Ihr erster Herrscher, der sich Shi-Huang-Ti („Der erste erhabene Kaiser“) nannte, strebte den Beginn einer neuen Epoche an. Als Schutz gegen äußere Feinde wurden Schutzwälle und Befestigungen gebaut, alte Aufzeichnungen sollten vernichtet, alte Zahlungsmittel eingezogen werden. Lediglich der Tatsache, daß es den Chinesen schwerfiel, sich von den Zeugen der Vergangenheit zu trennen, ist es zu verdanken, daß Kauris, Geräte-Geld und Münzen aus der Tschou-Zeit bis in unsere Tage erhalten blieben, obgleich sie kein gültiges Zahlungsmittel mehr waren. Als neue Münze wurde die „Pan-Liang“ eingeführt und mit den neuen Schriftzeichen versehen; denn natürlich war dieser sehr aktive Kaiser auch bestrebt, die Schrift zu vereinfachen, „Pan-Liang“ blieb über Jahrhunderte er-

halten.

So weit, so gut. Schriftzeichen können aber auch durch die Schreibtechnik verändert werden. Wir sehen das täglich, wenn wir die mit der Hand geschriebenen Buchstaben mit denen der Schreibmaschine und beide wiederum mit den in Zeitungen, Büchern usw. gedruckten vergleichen. In China kam es durch Verbesserung der Schreibgeräte - man benutzte vorwiegend dünne Pinsel oder hohle, gespitzte Rohrstäbchen - zu neuen, oftmals geradezu zierlich wirkenden Schriftzeichen, die als Normalschrift unter dem Namen „K'ai-Shu“ bekannt wurden. Sie verführte durch die neue Schreibtechnik zu schnellerem und damit flüchtigerem Schreiben; man sprach von der „K'ai-Hing-Shu“. Die Striche wurden dünner und dünner, schließlich nannte man die Schrift „T'sao-Shu“, das heißt „Grasschrift“. Die Bezeichnung trifft zu. Manche Bild-Worte wirken wie Gräser, die vom Winde durcheinandergepustet werden. Die Grasschrift ist auf den Münzen, die in der Zeit der Sung-Dynastie gegossen wurden (1126-1279 n. Chr.), erstmals zu finden. Die drei Schriftarten („K'ai-Shu“, „K'ai-Hing-Shu“ und „Tao-Shu“) stimmen hinsichtlich des Wortbegriffs fast völlig überein, sie weichen lediglich in der Schriftform voneinander ab.

In der Folgezeit wurde die Schrift noch mehrfach verändert. Die - bisher - letzte Reform wurde auf Veranlassung von Mao tse-tung in den Jahren um 1960 (überwiegend vorher) durchgeführt. Sie war recht radikal. Man merzte alle Schriftzeichen aus, die nicht der Alltagssprache und der Vorstellungswelt der großen Mehrheit der „Menschen von heute“ entsprachen. Es blieben noch 425 Schriftzeichen übrig. Das ist nicht viel und kann als Verarmung der Schriftsprache - und damit der chinesischen Sprache allgemein - gewertet werden. Für Mao waren zwei Momente maßgebend, die, von seinem Standpunkt aus, die Reform rechtfertigten. Viele Chinesen konnten bis dahin weder lesen noch schreiben; Zahl und Form der Schriftzeichen waren zu kompliziert. Das hat sich geändert. In Verbindung mit der straff durchgeführten Schulpflicht wurden das Lesen und das Schreiben zu Kenntnissen, die von allen fort-

## Auch Papiergeld gab es schon

**Von Hans Gundermann**

schriftlichen Bewohnern verlangt werden. Die „Worte des Parteivorsitzenden Mao tse-tung“ („Mao-Bibel“) und die (kommunistischen) Zeitungen sind so verfaßt, daß sie von allen Menschen, die die 425 Schriftzeichen beherrschen, gelesen werden können. Ältere Werke, in denen die Vielzahl der früheren Bildworte benutzt wird, finden zwangsläufig kaum Beachtung. Sie können nur von wenigen Schriftkundigen gelesen werden. So führte die Schriftreform auf der einen Seite zu einer Verringerung der Analphabeten, auf der anderen Seite gab sie die Möglichkeit, die Leser auf die Lektüre von Werken der eigenen Parteilinie zu beschränken. Hinzu kommt noch folgender Umstand: China kann und will sich der technischen Entwicklung des Westens nicht verschließen. Es entwickelte die Technik des Westens entsprechend der eigenen Mentalität fort. Auch hierzu war es erforderlich, den Menschen das Lesen und Schreiben zu lehren, was nur auf der vereinfachten Form möglich war.

Unter Mao tse-tung wurde für China auch eine neue Währung eingeführt. Das war zunächst der Yen-Min-Piao (Volksbank-Dollar), der aber in wenigen Jahren so stark entwertet wurde, daß an seine Stelle neues Geld treten mußte. Am 1. März 1955 wurde der Volksbank-Dollar im Verhältnis 10000:1 in neue Yüan-Noten umgetauscht (1 Yüan = 10 Chiao oder 100 Fen). - Im Welthandel spielt das chinesische Geld kaum eine Rolle. Sofern man nicht Geschäfte „Ware gegen Ware“ abschließt, wird ihnen eine der harten Währungen der westlichen Welt zugrundegelegt.

(Wird fortgesetzt)

Anm. der Redaktion: In der Fortsetzung Nr. 2 der Reihe „Geld in China“, DSpz Nr. 57, vom 30. Juli 1974, S. 2, wurde ein Buch von Rudolf Wrede erwähnt. Der Name ist ein Pseudonym, das von dem ehemaligen Präsidenten des Bayerischen Sparkassen- und Giroverbandes und Staatsministers a. D., Dr. Rudolf Zorn, für mehrere anerkannte Werke gewählt wurde, die er, losgelöst von seinem eigentlichen Wirkungskreis, geschrieben hat.

Die chinesischen Münzen wurden, wie schon erwähnt, zum überwiegenden Teil aus Bronze gegossen, also aus einer Legierung aus Kupfer und Zinn. Manchmal wurde das Zinn durch billigeres Zink ersetzt oder ergänzt. Es kam auch vor, daß man dem Kupfer Blei zusetzte. Welches Münzmetall gewählt wurde, hing von dem Willen des jeweiligen Herrschers und den Zeitumständen ab. So gab es z. B. unter der Sung-Dynastie auch Zinkmünzen, in der Ching-Zeit Messing- und in begrenzter Zahl Eisenmünzen. Gold und Silber wurde nicht zu Käsch gegossen, diese Edelmetalle wurden eher zur Herstellung von Amuletts verwendet.

Nicht zufällig wurde das Wort „gegossen“ verwendet. Während bei uns im Abendland die Münzen zunächst mit der Hand geprägt („geschlagen“) und später maschinell gefertigt (man kann auch sagen „gestanzt“) wurden und noch werden, war es in China üblich, Gießformen zu benutzen. Das war keine Verlegenheitslösung, im Gegenteil, der Münzguß wurde zu einer besonderen Kunstform entwickelt. Vergleicht man die Geldstücke der verschiedenen Epochen miteinander, so ist der Fortschritt in der Technik unverkennbar. Verwendete man in ältester Zeit Formen aus Lehm oder Ton, so trocknete und brannte man sie später wie Ziegelsteine. Dann kam man zu einer noch besseren Methode. Die Münzbilder wurden in weiche Steine mit vorzüglichen Werkzeugen eingemeißelt. Es kam zu Kombinationen der verschiedenen Formen, indem man die Steinformen mit Lehm oder Ton ausgoß, diese positiven Güsse benutzte, um sie mit einer negativ geformten Bronzehülle zu umgeben, die dann, entsprechend gehärtet, die endgültige Gußform darstellte. Bei dem steigenden Bedarf an Münzen war der Guß unter Verwendung einzelner Formen recht umständlich. Der Gedanke wurde bald verwirklicht, Platten herzustellen, die eine größere Anzahl von Münz-

formen enthielt. Da man sowohl Platten für die Vorderseiten, als auch solche für die Rückseiten der Münzen brauchte, und die einen millimetergenau auf die anderen passen und zudem noch Kanäle für das Einfließen des flüssigen Metalls enthalten mußten, setzte die Münzherstellung Präzisionsarbeit neben künstlerischer Meisterschaft voraus. Diese Art des Münzgusses kann in ihrer Entwicklung genau verfolgt werden, da viele Formen erhalten blieben. Deutlich ist zu sehen, wie auf der einen Platte die Vorderseiten der Münzen den Rückseiten auf der anderen Platte haargenau gegenüberstehen. Wurden die Gußplatten auseinandergenommen, so konnten die Münzen entfernt werden, der im Gußkanal verbliebene Anhang mußte abgesägt werden. Es verblieb eine aufgeraute Stelle an der Münze, die zu glätten war.

Die ganz alten Münzen enthalten zwei Zeichen, die links und rechts von dem Loch in der Mitte angebracht sind. Sie geben den Wert des Geldstücks an. Verhältnismäßig selten gab es in der Frühzeit schon Münzen mit vier Schriftzeichen. Zwei davon enthielten die Wertangabe, die anderen beiden entweder den Namen des Herrschers oder / und die Bezeichnung der Epoche („Zeit des großen erhabenen Friedens“). Zweifelhafte kann es sein, ob in jedem Falle die Epoche mit dem realen Zeitgeschehen übereinstimmte. Als die T'ang-Dynastie die Regierung übernahm (618 n. Chr.), wurden nur noch Münzen mit vier Schriftzeichen gegossen. Zwei Zeichen gaben wie üblich den Wert an, die anderen beiden den „Nien-Hao“. Es war bis zum Ende der Yüan-Dynastie (1367 n. Chr.) üblich, daß jeder Kaiser seine Regierungsdauer in mehrere Abschnitte einteilte; jeder Abschnitt bekam einen Namen, die Dauer wurde vom Kaiser bestimmt. Die Bezeichnung für diese Regierungsabschnitte war „Nien-Hao“, wobei die Dauer eines jeden Abschnitts unterschiedlich lang sein konnte. Seit der Ming-Dynastie, also seit 1367 bzw. 1368 galt die gesamte Regierungszeit eines Kaisers als eine einzige „Nien-Hao“. Diese Regelung blieb bis zum Ende der Kaiserherrschaft in China, das heißt bis zum Jahre 1912 bestehen.

Trotz dieser Hinweise ist es für jeden, der die chinesische Schriftsprache nicht beherrscht

(und wer kann bei uns schon das Chinesische lesen?), schwierig zu ergründen, welche Zeichen den Wert angeben und welche anderen den „Nien-Hao“. Man muß die Münze richtig in der Hand halten. Das Zeichen links des Loches ist eine stilisierte Kauri-Muschel. Erkennt man das Wortzeichen, das aus vier Einzelzeichen besteht, und hält das Geldstück so, daß das genannte Zeichen links ist, dann findet man rechts von dem Münzloch das Zeichen, das den Münz-Charakter angibt. Dabei wird von der „geraden Lesung“ der Schrift ausgegangen; bei der „krummen Lesung“ gilt eine andere Regelung. Die Beschreibung soll nicht weiter fortgeführt und noch mehr kompliziert werden. Wer besonderes Interesse an chinesischen Münzen hat, wird sich sicherlich geeignete Spezialwerke anschaffen (z. B. „Chinesische Münzen“ von Wilhelm Patalas oder „Der Münzkenner“ von Fred Reinfeld). Abschließend sei zu den chinesischen Münzen noch auf die Symbolik hingewiesen, die man im „Land der Mitte“ den runden, viereckig gelochten Münzen unterstellt: „Rund wie der Himmel und viereckig wie die Erde. Uns Europäern bleibt es freilich unklar, wieso die Erde viereckig sein soll.

Es wurden in einer früheren Fortsetzung schon chinesische Erfindungen erwähnt, die anderswo erst viel später in Erscheinung traten; nicht selten sogar noch einmal „neu erfunden“ wurden. Hier sind das Papier, die Tinte und hölzerne Druckstöcke zu nennen. Papier wurde schon im ersten nachchristlichen Jahrhundert in China in vorzüglicher Qualität aus Lumpen, Hanf und Rinde hergestellt. Tinte wurde im fünften Jahrhundert n. Chr. aus Lampenruß fabriziert. Hölzerne Druckstöcke wurden nachweisbar um 770 n. Chr. verwendet, es ist möglich, daß es sie schon früher gab. Man stellte Spielkarten und - was nahe liegt - auch Papiergeld her. Daß man Kohle als Brennmaterial verwendete, den Kompaß kannte und benutzte, gehört zwar nicht zum Thema Papiergeld, soll aber nicht verschwiegen werden, weil es zeigt, wie entwickelt das riesige chinesische Reich schon vor vielen Jahrhunderten war. Die Reisebeschreibungen des Venezianers Marco Polo aus dem 13. Jahrhundert enthalten viele Einzelheiten, die selbst heute noch fast wie ein Märchen anmuten.

Doch zurück zum Papiergeld. Das älteste uns bekannt gewordene stammt aus der Zeit der Ming-Dynastie (14. Jahrhundert). Doch schon im 9. nachchristlichen Jahrhundert soll die kaiserliche Regierung davon Gebrauch gemacht haben. Wir wissen nicht, ob das stimmt. Ein anderer Bericht erwähnt Papiergeld unter der Sung-Dynastie, als der Kaiser Shau-King regierte. Das war um 1170 n. Chr. Ein uns vorliegendes Stück hat die beachtlichen Ausmaße von 13,5 mal 23 cm. Es enthält neben zahlreichen Schriftzeichen auch viele Verzierungen, in denen geometrische Figuren und Bänder lieblich von Blumenknospen und Blüten unterbrochen oder auch ergänzt werden. Offensichtlich diente die Fülle des Schmuckes einmal der Verschönerung des Geldscheins, zum anderen aber auch, etwaigen Fälschern das Handwerk zu erschweren. Es ist kein Zweifel, daß man mit solchen Missetätern rechnete, denn ein Teil des Bild-Textes besagt: Wer Geldscheine nachmacht oder verfälscht, dem wird der Kopf abgeschlagen! Eine harte Strafe. Aber daß man im Orient nicht nur in China - Verbrechen und Vergehen streng bestrafte, und daß dann der Kopf nicht fest auf den Schultern saß, ist bekannt. Den Touristen von heute werden Räume und Werkzeuge des harten Strafvollzuges gern von sprachkundigen Fremdenführern gezeigt; zugleich aber versichert, man sei natürlich jetzt viel humaner.

Geldscheine lassen sich nach Belieben vermehren. Nicht nur von Fälschern, sondern auch von legitimierten Vertretern der Staatsmacht. Ob auch diese dann den Kopf verloren, hing von der Stärke ihrer Regierungsgewalt oder der Kraft und dem Zorn der um ihr Geldvermögen betrogenen Bevölkerung ab. Ohne in das Einzelne gehen zu wollen ist festzustellen: Inflationen gab es auch in China schon in der Zeit, die wir das Mittelalter nennen. Wer den merkwürdigen Ehrgeiz hat, zu beweisen, in Europa habe es schon zu Beginn des 4. nachchristlichen Jahrhunderts eine Inflation gegeben, als der römische Kaiser Diokletian einen Preis- und Lohnstopp verfügte (der natürlich mißlang, wie alle späteren gleichen und ähnlichen Eingriffe), der sei darauf hingewiesen, daß die ersten chinesischen Inflationen – im Gegensatz zu der des

Diokletian - auf der Hochflut von wertlosem Papiergeld beruhen. Papiergeld wurde europäischen Ländern erst später zum Verhängnis.

Natürlich ist im Prinzip nichts gegen Papiergeld zu sagen, solange sich die ausgegebene Menge in einem volkswirtschaftlich vertretbaren Rahmen hält. Dieser Grundsatz ist nicht auf ein Land oder auf eine Wirtschaftsmacht beschränkt. Da Geldscheine in der Praxis einfach zu handhaben sind, werden sie, sobald eine Inflation überwunden ist, von neuem ausgegeben; vielleicht mit anderem Namen, vielleicht auch mit einer anderen Deckungsgrundlage. - Auch in China war und ist das so. Eine im 19. Jahrhundert ausgegebene Banknote mag nachstehend näher beschrieben werden, denn man sah Papiergeld nicht nur als Zahlungsmittel an; es wurde mit einem Sinnspruch versehen, der erzieherisch wirken sollte. Der Geldschein, von dem hier die Rede ist, datiert vom „17. Tage des 6. Monats des 27. Jahres nach der Regierung des Kaisers Seu-en-tzung“, der am 24. August 1821 (nach unserem Kalender) den Thron bestieg, d. h., die Note wurde 1847 ausgegeben. Sie enthält die Bezeichnung der Epoche (des „Nien-Hao“), sie lautet „Taön-Kwang“, auf deutsch „Glanz der gerechten Prinzipien“. Ausgestellt wurde sie von der Privatbank Tung-shen, in der Stadt Fuh-chou, der Hauptstadt der Provinz Fuh-Kien. Sie lautet über 300 Taëls, was damals 300 Unzen Silber entsprach. Der Eigentümer konnte die Banknote jederzeit gegen die genannte Silbermenge eintauschen, - ein Prinzip, das zu jener Zeit bei allen seriösen Notenbanken der Erde galt. Der erwähnte Sinnspruch lautet auf diesem Geldschein in chinesischer Sprache: King è ch'e kè shoo taé jin k'in è poè chne, keèn è yang leen. Auf deutsch heißt das: „Betrage dich achtungsvoll, behandle andere mit Schonung, hilf Mangelhaftem durch Fleiß ab, verbessere deine Haushaltung durch Mäßigkeit.“ Gegen den Inhalt des Sinnspruchs ist nichts einzuwenden; ob und inwieweit die guten Ratschläge befolgt wurden, ist nicht überliefert. Geht man davon aus, wie flüchtig heutzutage Geldscheine betrachtet werden (wer sich den Spaß macht, Bekannte zu befragen, was auf den Rückseiten der jetzt geltenden deutschen Banknoten abgebildet ist, wird sein blaues Wunder erleben), so kann

daraus der Schluß gezogen werden, daß im China der Vergangenheit, als es noch sehr viele Analphabeten gab, die gutgemeinten Sprüche auf den Geldscheinen noch weniger Beachtung fanden oder finden konnten.

Die erwähnte 300-Taël-Note gehörte schon zu den Scheinen von großem Wert. Eine kleinere, die über 50 Taël lautet und von der gleichen Bank am „16. Tage des 3. Monats des 26. Jahres der Regierung des Kaisers Seuen-tzung“, also 1846 ausgegeben wurde, liegt noch vor.

Eine Merkwürdigkeit sei zum Abschluß erwähnt. Das ist das „falsche Papiergeld“. Es handelt sich dabei nicht um Geldfälschungen, die richtige Scheine vortäuschen sollen, bewahren, sondern um bedruckte Papierstücke, die symbolisch Geld oder Geldeswert verkörpern sollten. Oftmals waren auf ihnen unrealistisch hohe Werte oder Wünsche („1000 mal 1000 Glückseligkeiten“) angegeben, und auch die Sinnsprüche ließen mit ihrem betont zukunfts-frohen oder aber trauererfüllten Wortlaut den Zweck der Geldschein-Imitation erkennen: Die „Banknoten“ mit hoffnungsfreudigen Verheißungen gehörten zu den großen, bunten Neujahrsumzügen; sie wurden in riesigen Mengen durch die Luft gewirbelt, von den Menschen aufgefangen und - sei es auch nur an diesem Tage - als ein Versprechen, das das neue Jahr zu geben schien, aufgefaßt. Die anderen Scheine, mit den ernstesten Sprüchen, begleiteten die Toten auf ihrem letzten Wege. Zu manchen Zeiten wurde das Totengeld dem Verstorbenen mitgegeben, da man es für möglich hielt, er könne seiner im Jenseits noch bedürfen. Zu anderen Zeiten wurde es bei der Trauerfeier verbrannt, sei es, um die Geister der unbekanntenen Welt versöhnlich zu stimmen, sei es in der auch bei uns gültigen Erkenntnis: Das letzte Hemd hat keine Taschen.

(Mit dem vorstehenden Beitrag beenden wir die Serie „Geld in China“. Die ersten vier Beiträge erschienen in der DSpZ Nr. 55, 57 59 und 61/1974.)